

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Christoph Marksches

**AKADEMISCHE CAUSERIE  
DES COLLEGIUM PRO ACADEMIA – FÖRDERVEREIN DER  
BERLIN-BRANDENBURGISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN**

26. Oktober 2021, Axel Springer SE Berlin

**Grußwort**

---

Eine Causerie ist, liebe Friede Springer, liebe weitere Freundinnen und Freunde der Akademie, liebe Damen und Herren, eine Causerie ist eigentlich nach dem französischen Wortsinn eine unterhaltsame, gebildete Plauderei in geselliger Gestalt. Und so werden sie uns vielleicht verzeihen, dass wir bei dieser Causerie und zum ersten Mal in der Geschichte der Causerien hier zu viert sitzen und tatsächlich plaudern – also diesmal nicht ein einzelnes Akademiemitglied einen streng wissenschaftlichen Vortrag hält, über den wir dann streng wissenschaftlich diskutieren, sondern wir miteinander gebildet plaudern, zuerst auf dem Podium und dann miteinander im Saal und natürlich dann beim Essen. Vor einem Jahr habe ich mein Amt als Präsident angetreten – und seither gab es pandemiebedingt eine einzige, rein virtuelle Causerie im Oktober letzten Jahres, für die uns Günter Ziegler einen schönen Vortrag aufgenommen hat; zum letzten Male waren wir hier in Präsenz 2019 beieinander, damals sprach Carola Lentz. Und dann kamen jene fast zwanzig Monate Pandemie, die für alle gebildete Plauderei abseits der eigenen vier Wände nicht eben günstig waren und umso mehr, liebe Frau Springer, freuen wir uns, dass wir hier und heute wieder gemeinsam gebildet plaudern und gepflegt speisen dürfen.

Eben habe ich den Namen unseres Mitgliedes Günter Ziegler genannt, ich hätte heute Abend auch den von Sabine Kunst nennen können, die heute Vormittag ihren Rücktritt angekündigt hat – natürlich gäbe es auch guten Grund, heute sehr ernst über die Lage der Berliner Wissenschaft zu sprechen, aber das wäre keine Plauderei, sondern ein ernstes Gespräch und das sollte man doch besser in den nächsten Tagen beginnen. Auch das Thema, das wir heute als Gegenstand für die gebildete Plauderei gewählt haben, ist ein ernstes Thema. Wir befinden uns mitten in einem Gedenkjahr, dem Gedenkjahr „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“. Man kann trefflich darüber grübeln, ob es wirklich eine gute Idee war, ein Reskript Kaiser Konstantins des Großen an die ethnisch bunt gemischte Kolonistengemeinde der Colonia Claudia Ara Agrippinensium aus dem Jahre 321 unserer Zeitrechnung für Deutschland zu verbuchen, weil zufällig am Platz der antiken Kolonie heute Köln am Rhein liegt und man kann weiter trefflich darüber grübeln, ob nicht gerade Köln mit Pogromen und Vertreibungen und Mord ein Beispiel für 1700 Jahre Diskontinuität und Verfolgung jüdischen Lebens auf dem Gebiet des heutigen Deutschland ist – klar ist aber, dass es aus dem 1700 Jahren Vieles zu erinnern gibt, was wir gewöhnlich zu erinnern vergessen oder überhaupt noch nie erinnert haben.

Mir war – obwohl ich ja nun seit einem Jahr hauptberuflich für die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, vormals Preußische Akademie, zuständig bin – vollkommen unklar, wer unsere ersten jüdischen Mitglieder waren, jüdisch in den vielfältigen Bedeutungsdimensionen dieses Begriffs. Und ich muss ehrlicherweise gestehen, dass ich auf diese Frage mehr zufällig gestoßen bin. Als ich während des kompletten Lockdown die freie Zeit nutzte, um mit meiner Frau größere Spaziergänge zu machen, besuchten wir den großen Jüdischen Friedhof von Weißensee im Osten Berlins. Und dabei fiel mir ein Grab auf, dass ich bei den mancherlei Besuchen zuvor zwischen denen der Scholems und

Fischers, von Awerbuch, Cohn, Lewandowski und Steinschneider übersehen hatte, um nur ein paar Namen aus diesen Pantheon des Berliner Judentums zu nennen. Mir fiel erstmals ein polierter, schwarzer Granitstein mit einer eleganten Borte auf, einem bronzenen Kranzgebilde aus stilisierten Blumen und einem kunstvoll verschlungenen Magen David, einem Davidsstern. Die vergoldeten Lettern des Steins sind gut lesbar: Hermann Munk, Dr. med., Professor an der Universität und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, geb(oren) 3. Februar 1839 in Posen, gest(orben) 1. Oktober 1912 in Berlin“. Wenn man von Berufs wegen für die Akademie der Wissenschaften zuständig ist, meine sehr verehrten Damen und Herren, für die vormals königlich preußische Akademie der Wissenschaften, die auf dem Grabstein sehr elegant als „Akademie der Wissenschaften zu Berlin“ bezeichnet wird (wie heute noch das Wissenschaftskolleg und andere Einrichtungen), dann interessiert einen natürlich die Person des hier bestatteten Mediziners, der wie alle anderen Toten auf dem Friedhof zum Zeitpunkt der Bestattung der jüdischen Gemeinde angehört hat. Munk war, universitär gesprochen, ein Berliner Kind, hatte dort bei Müller, Bois-Reymond, und Virchow studiert, war hier promoviert worden, an der Berliner Tierarzneischul Vorstand des physiologischen Laboratoriums geworden und 1880 als ordentliche Mitglied in die Akademie aufgenommen worden. In seiner Habilitation hatte er sich mit einem ganz klassischen Berliner naturwissenschaftlichen Thema beschäftigt, das Hermann von Helmholtz zuvor bahnbrechend behandelt hatte, mit der Geschichte der Nervenleitung in der Großhirnrinde. Seine Studien zu den Hirnlappen und der Schilddrüse führte er mit Hilfe von Tierexperimenten an Affen und Hunden durch. Ein Fachlexikon zählt ihn zu den bedeutendsten Physiologen des neunzehnten Jahrhunderts. Allerdings war er zwar ordentliches Mitglied der Akademie, aber - wie ein Artikel über „Jüdische Dozenten an der Berliner Universität“ aus einer „Illustrierten Monatsschrift für das gesamte Judentum“ bekümmert festhält, nur Honorarprofessor, nicht aber Ordinarius der medizinischen Fakultät der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität, der heutigen Humboldt-Universität.

Munk war aber gar nicht das erste Mitglied der jüdischen Gemeinde, das in unsere Akademie aufgenommen wurde: Dieser Ehrentitel gebührt, wie ich dann durch Nachlesen gelernt habe, dem Physiker Peter Theophil Ries, der im Jahre 1842 als erster und auf Betreiben Alexander von Humboldts zum ordentlichen Mitglied der Berliner Akademie gewählt wurde – ein großer, öffentlich sichtbarer Erfolg für die jüdische Emanzipation hierzulande, dreißig Jahre nachdem die in Preußen lebenden Jüdinnen und Juden zu „Staatsbürgern“ waren. Vorher waren schon der Physiker Heinrich Gustav Magnus und der Mathematiker Carl Gustav Jacobi aufgenommen worden, die aus jüdischen Familien stammten, aber zuvor zum Christentum konvertiert waren. Ries war, als Alexander von Humboldt seine Zuwahl betrieb, allerdings noch Mitglied der jüdischen Gemeinde und entsprechend schwierig gestaltete sich im restaurativen Klima der Zeit die damals notwendige Bestätigung der Zuwahl durch die Obrigkeit. Zunächst ging alles glatt, wie Humboldt am 7. April 1842 in einem Brief festhielt: „Ich bin heute nicht nach Potsdam gegangen, um die Wahl in pleno des talentvollen jüdischen Physikus Rieß zu betreiben Sie ist für die Akademie ehrenvoll ausgefallen, nur drei schwarze Kugeln ...“. Das war eine nach damaligen Maßstäben glänzende Zustimmungsquote (präziser: 26:3) bei einer Wahl, die damals wie heute nach dem französischen Kugelwahlverfahren, dem Ballotieren, stattfindet. Trotz der fast einmütigen Wahl gab es beim Kultusminister Friedrich Eichhorn, der für einen rechtgläubigen christlichen Staat Preußen arbeitete, Versuche, die obrigkeitliche Bestätigung der Wahl zu hintertreiben. Am 29. Mai 1842 ersuchte Eichhorn die Akademie, „mir nachträglich anzuzeigen, ob bei der Wahl des hier lebenden Gelehrten Dr. Riess zum ordentlichen Mitgliede der mathematisch-physikalischen Klasse der Umstand, daß der Riess sich noch zum jüdischen Glauben bekennt, derselben bekannt und gegenwärtig gewesen ist, indem ich es für nöthig halte, hierüber als eine Thatsache in dem an seine Majestät zu erstattenden Bericht mich mit Bestimmtheit äußern zu können“. Man liest heute mit Hochachtung, dass die Akademie postwendend diesen Versuch zurückwies (vermutlich wieder auf Betreiben Alexander von Humboldts) und in ihrem offiziellen Antwortschreiben vom 4. Juni 1842 ausdrücklich feststellte, „daß allerdings von diesem

Umstände vor der Wahl in der physikalisch-mathematischen Klasse auf Vortrag der damals vorsitzenden Sekretars sehr speziell Kenntniss genommen worden ist, daß aber weder die Klasse, noch die Gesamtakademie um so weniger daran Anstoß genommen at, je weniger in den Statuten der Akademie aus dem Glaubensbekenntnis eines Gelehrten irgend ein Präjudiz gegen seine Wählbarkeit hervortritt“. Schließlich, so wurde festgehalten, sei auch schon der jüdische Komponist Meyerbeer Mitglied der Akademie, der Künste. Der König bestätigte die Wahl am 28. Juni 1842 (offenbar durchaus aus innerer Überzeugung, er soll zu Humboldt gesagt haben: „Ich hoffe doch nicht ... daß Ihr Bruder, die Dummheit begangen und in die Statuten gesetzt hat, es dürfe kein Jude in der Akademie sein?“) und das neue Mitglied wurde auf dem Leibniztag am 7. Juli 1842 aufgenommen, in Gegenwart von „ganz Israel“, wie Humboldt schrieb. Riess versuchte offenbar, sich unauffällig zu verhalten, verzichtete auf sein Recht, an der Universität, Vorlesungen zu halten, sprach in der Akademie über Elektrizität und konvertierte schließlich mit seiner ganzen Familie zum Christentum.

Der Eindruck von dieser ersten Zuwahl eines Menschen jüdischen Glaubens in die Akademie bleibt also durchaus ambivalent. Man muss entsprechend auch jeden Eindruck vermeiden, dass die Geschichte von Mitgliedern jüdischen Glaubens an der Akademie in irgendeiner Weise als Heldengeschichte für unsere Akademie erzählt werden kann. Just the opposite, wie der erste einschlägige Fall zeigt, ein vollständiges Desaster: Am 7. Februar 1771 schlug die Akademie ihrem Monarchen, Friedrich dem Großen, dem „Philosophen von Sanssouci“, für einen vakanten Platz in der „Klasse der spekulativen Philosophie“ den Philosophen Moses Mendelssohn vor – vermutlich in der Annahme, dass der philosophierende König den Philosophen durchaus als Denker wie Person schätzte, auch wenn beide sehr unterschiedliche Stile von Philosophie pflegten, um das Geringste zum Thema zu sagen. Der König antwortete nicht einmal auf dieses Gesuch und die Akademie fand auch nicht den Mut, nachzufragen oder auf ihrem Vorschlag zu bestehen, sondern schlug ein halbes Jahr später drei andere Personen vor, darunter einen christlichen Theologen. Auch aus dieser Liste akzeptierte der König niemand und viel spricht für die These, dass er keinen Juden in seiner Akademie der Wissenschaften akzeptieren wollte und sogar eher verärgert über den Vorschlag war, wie man in der Akademiegeschichte von Harnack nachlesen kann (1, 470).

Ich kann und will nicht weiter ausführlich beschreiben, welchen verheerenden Einfluss antijüdische und antisemitische Vorurteile in der Geschichte dieser Akademie gehabt haben, allein für das Zwanzigste Jahrhundert wären neben den bekannten Namen der Mitglieder – Albert Einstein natürlich an erster Stelle – auch allerlei bewegende Schicksale von Mitarbeitenden der Akademie zu nennen. Auch wenn davon schon mancherlei dokumentiert ist, in Veröffentlichungen und in einer Ausstellung gegenüber der Galerie der Akademiepräsidenten vor meinem Büro – es bleibt noch viel zu tun.

Im Vorfeld des erwähnten Gedenkjahres „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ war nun nicht genügend Zeit, diese Geschichte umfassend aufzuarbeiten und deswegen haben wir uns entschlossen, an dieser Stelle eine überaus erfolgreiche Zusammenarbeit aus dem letzten Jahr fortzusetzen, die Zusammenarbeit mit der Fotografin Herlinde Koelbl. Während von Oktober 2020 bis April 2021 ihre Photographien von herausragenden Naturwissenschaftlerinnen und Naturwissenschaftlern (samt einem Geisteswissenschaftler, unserem Mitglied Hermann Parzinger) im Leibniz-Saal ausgestellt waren, zeigen wir seit September im Akademiegebäude eine Auswahl aus den Jüdischen Portraits, die zwischen 1986 und 1989 entstanden sind. Auch hier – wie in vielen späteren Arbeiten von Herlinde Koelbl – wird das Portrait ergänzt durch Texte der Portraitierten, die aus Gesprächen mit der Künstlerin stammen und über das Verhältnis der (ehemaligen) deutschen Jüdinnen und Juden zu Judentum und Deutschland reflektieren. Auf das eine Akademiemitglied in der Serie will ich nur kurz eingehen, da wir den in Wroclaw/Breslau geborenen und zuletzt in New York lebenden Historiker Fritz Stern (gestorben 2016) im Jahre 2018 mit einer eigenen Gedenkveranstaltung geehrt haben und die damals gehaltenen Reden

von Jürgen Kocka und mir selbst im Jahrbuch der Akademie für 2018 gedruckt wurden und selbstverständlich auch online nachzulesen sind – geben Sie am Ausgang kurz Nachricht, wenn Sie diese Reden gern noch bekommen würden. Ich wollte aber wenigstens gern das zauberhafte Bild zeigen, das Herlinde Koelbl von Stern aufgenommen hat und einen Satz zu dem Bild zitieren von Portraitierten: „Zuhause in einer neuen Welt, konfrontiert mit neuen Herausforderungen, konnte ich versuchen, deutsche und europäische Vergangenheit mit amerikanischer Gegenwart zu verbinden“. Historiker haben es leicht. Sie können die Schrecknisse der Vergangenheit als Vergangenheit ansehen und analysieren – wir sagen: historisieren – und dann schmerzen die Wunden nicht mehr so schlimm. Man kann sich dann sogar heiter der Zukunft zuwenden, selbst wenn man wie Stern, der aus einer seit zwei Generationen protestantischen Familie stammte, durch die Rassepolitik wieder zu dem Judentum gezählt wurde, dem die Vorfahren durch Assimilation zu entkommen versuchten.

Über drei weitere Portraits aus der Serie von Herlinde Koelbl möchte ich jetzt sprechen – gebildet und bebildert plaudern – mit Susan Neiman, Dörte Schmidt und Ernst Osterkamp, drei geschätzten Mitgliedern der Akademie. Zuerst wird Dörte Schmidt sprechen, die nicht nur Musikwissenschaft studiert hat, sondern auch ein Instrument (Viola), bei unserem Mitglied Hermann Danuser promoviert hat und sich mit Arbeiten über die barocke wie nachbarocke Oper und das zeitgenössische Musiktheater qualifiziert hat und nach einer Zeit als Professorin in Stuttgart nun seit 2006 als Professorin für Musikwissenschaft an der Universität der Künste Berlin wirkt. Seit 2016 ist sie Mitglied unserer Akademie und leitet die Bernd Alois Zimmermann-Gesamtausgabe. Auf Dörte Schmidt folgt Ernst Osterkamp, der nach einem Studium der deutschen Literaturwissenschaft über Darstellungsformen des Bösen promoviert wurde, obwohl ich ihn stets als sehr irenischen Zeitgenossen erlebe und seither vor allem über barocke Literatur, über Goethe, die Humboldts, aber auch Stefan George gearbeitet hat. Seit 1992 ist er Mitglied der BBAW, seit 2017 auch Präsident, nämlich der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt und leitet unsere Kommission Literaturwissenschaft, die beispielsweise das Goethe-Wörterbuch mit betreut. Zuletzt wird Susan Neiman sprechen, die wie Dörte Schmidt und Ernst Osterkamp auch Philosophie studiert hat, aber im Unterschied zu den beiden die Philosophie zur Profession gemacht hat. Nach Professuren an der Yale und der Tel Aviv University leitet sie seit 2000 das Einstein Forum in Potsdam und wurde im Jahr darauf Mitglied der BBAW. Von einer ersten Berliner Zeit berichtet das Buch „Slow Fire: Jewish Notes From Berlin“ (New York 1992), seither sind viele Bücher und Essays zu großen Themen wie Glück, Religion, dem Bösen, dem Heldentum und vielem anderen erschienen, auch mancherlei politische Interventionen.